



Ulrich Wickert

Die
Wüstenkönigin

Der Richter in Angola

| Hoffmann und Campe |



Ulrich Wickert

Die Wüstenkönigin

Der Richter in Angola

| Hoffmann und Campe |

Für Julia

Une goutte de pétrole vaut une goutte de sang. –

Ein Tropfen Öl ist einen Tropfen Blut wert.

Georges Clémenceau

Ein bescheidener Anfang

Freitag

Jacques sah sie von fern aus dem Wohnmobil steigen. Sportlich sprang sie die drei Stufen auf den Weg hinunter, knallte mit einer schwungvollen Armbewegung die Tür hinter sich zu und lief auf eine dunkelgrüne Vespa zu, vor der zwei Polizisten in voller Montur standen. Nach einem kurzen Wortwechsel ließen sie die junge Frau mit der dunklen Hautfarbe aufsteigen. Sie setzte die große runde Sonnenbrille auf, dann den weißen alten Helm ohne Kinnschutz, nur mit Lederriemen.

»Die spinnt!«, sagte Jacques zu seinem Freund Jean Mahon. Der Kommissar saß neben ihm am Steuer des Polizeiwagens, polierte einen Apfel, zog die Augenbrauen hoch und öffnete den Mund, als wollte er etwas anmerken. Aber mit dem Untersuchungsrichter über Frauen zu reden, schien ihm wohl jetzt nicht angemessen.

»Die spinnt«, sagte Jacques noch einmal, als er zusah, wie die junge Frau mit ihren langen Beinen in engen Jeans und Turnschuhen auf dem Roller saß und einhändig losbrauste, während sie mit der linken Hand noch einen Schal in den Ausschnitt der knappen Lederjacke stopfte.

»Solche Helme gehören verboten«, sagte Jean, »wenn du damit fällst, zerschneidest du dir dein ganzes Gesicht.«

»Schade, bei dem Aussehen.« Jacques betonte jedes Wort, und der Kommissar lachte.

»Stehst du jetzt nur noch auf Farbig?«, fragte er. Die beiden Männer kannten sich schon lange. Als Untersuchungsrichter Jacques Ricou noch mit der eleganten Pariserin Jacqueline verheiratet gewesen war, fuhren die beiden Ehepaare jeden Winter gemeinsam in den Schnee – die Männer, um Ski zu rasen, die Frauen, um sich aufs »Après« vorzubereiten.

»Überhaupt nicht. Meinst du wegen Amadée?«

»Vielleicht. Sie ist doch schon weg, oder?«

»Ja, seit vierzehn Tagen. Nach sechs Wochen in meinem bescheidenen Appartement bekam sie Heimweh nach dem Blick von ihrer Terrasse auf den Atlantik.«

»Wirst du sie besuchen?«

»Klar, im Winter, wenn es hier wieder grässlich nass und kalt ist. Dann ist es auf ihrer Plantation wie im Paradies.«

Amadée, die Kreolin aus Martinique, hatte Jacques die linke Seite ihres großen Bettes angeboten, nachdem ihr Mann beim Sturz von seinem Pferd tödlich verunglückt war. Jacques hatte den Platz nicht zurückgewiesen. Von der Bananenplantage am Osthang des Mont Pélée hatte man den berühmten weiten Blick auf die von den Passatwinden hochgepeitschten Wellen im Atlantischen Ozean. Wenn Jacques davon sprach, geriet er ins Schwärmen.

Jetzt aber saß er neben dem drahtigen Kommissar und ärgerte sich über den – wie er fand – trivialen Einsatz gegen junge Leute, die bei einer Rave-Party ein bisschen Spaß haben

wollten. Und er verstand nicht, weshalb die Polizisten die Frau in Leder nicht festgehalten hatten.

»Warum haben sie die schöne Dunkle wohl laufen lassen?«
Er sah den Kommissar fragend an.

Der öffnete die Tür, rutschte trotz seines leichten Gebrechens, er stand kurz vor der Pensionierung, flink hinter dem Steuerrad hervor und ging mit den Worten – »Das lässt sich herausfinden« – auf die beiden Polizisten zu.

Jacques fand den Griff nicht, um die Tür des neuen Wagens zu öffnen, tastete hilflos an der Innenverkleidung herum und als er endlich draußen war, kam ihm Kommissar Jean Mahon schon wieder entgegen.

»Sie hatte eine Akkreditierung als Journalistin vom Figaro«, sagte er.

»Und was wollte sie in dem Wagen?«

»Werden wir auch gleich wissen, wenn die Durchsuchung beendet ist.«

»Ich frag mich wirklich, was ich hier soll«, sagte Jacques mürrisch, »das ist doch Kinderkram.«

»Der Wochenenddienst wird Ihnen gut tun«, hatte seine Chefin, Marie Gastaud, mit ihrer unbeweglichen Miene gesagt, als sie Jacques den Auftrag gab, sich für einen Einsatz gegen eine illegale Rave-Party in Créteil bereitzuhalten. Nicht mal durch ein Wimperzucken hatte die Gerichtspräsidentin angedeutet, dass der aufmüpfige Untersuchungsrichter damit ein wenig gedemütigt werden sollte.

Marie Gastaud gab sich zwar streng, aber bisher hatte sie Jacques stets den Rücken freigehalten, selbst wenn er sich gelegentlich knapp vergaloppierte. In ihren zeitlosen Seidenkleidern und mit einer Frisur, die wie ein hellblaues Sahnebaiser auf ihrem Haupt thronte, wirkte sie stets wie die Inkarnation der bourgeoisen Karrierefrau, die trotz ihres Berufs auf Mann und Kinder nicht verzichtet hatte.

»Wenn ich vor zwanzig Jahren einen solchen Polizeieinsatz erlebt hätte, wäre ich wahrscheinlich nie in den Staatsdienst gegangen«, sagte Jacques.

»Mein Gott, was willst du machen, wenn die Kerle gegen die Gesetze verstoßen?«, antwortete Jean Mahon. Als Mitglied der police judiciaire ging er mit seinen Leuten dem Untersuchungsrichter zur Hand, wenn es darum ging, Wohnungen und Büros zu durchsuchen oder einen Verdächtigen festzunehmen.

Heute allerdings war ein Großaufgebot an Sicherheitskräften der städtischen Polizei und der Gendarmerie, ja sogar der im Volk als Schlägertruppe verschrienen CRS mit ihren schwarzen Kampfanzügen und Helmen ausgezogen, um diese illegale Rave-Party aufzulösen.

Es ging um eine dieser free partys irgendwo in der Natur, auf entlegenen Lichtungen, an einsamen Flussufern, die es überall in den USA, in Großbritannien, in Deutschland und eben auch in Frankreich gibt. Beim Rave kontrolliert kein muskelbepackter Türsteher den Zutritt, zockt keiner hohe Eintrittsgelder ab, jeder kann teilnehmen, der im Internet die

richtige Infoline findet und dann wie bei einer Schnitzeljagd die richtigen Signale entdeckt, die zu dem geheim gehaltenen Ort führen. Mal kommen nur fünfhundert, mal ein paar tausend Raver.

Unter illegalparty.com oder shitkatapult.com waren hello peoploids! im Internet ermuntert worden, am letzten Septemberwochenende an das Marneufer bei Créteil im Parc du Morbras ein Technival zu feiern. So nah bei Paris – da würden zehntausend kommen.

Aber die Polizei hatte mitgelesen. Denn Rave-Partys stören die Bourgeoisie. Und die Umweltschützer. Drei Tage Techno, drei Tage Saufen und Tanzen, Sex und Drogen, Ausflippen und Zusammenbrechen, das bedeutete zertrampeltes Gras, verschreckte Sumpfeulen und Tonnen an Müll: Papier, Dosen, Kondome und Spritzen. Und vielleicht auch noch ein paar Ecstasy-Leichen.

Und was die Bourgeoisie derart störte, das bekämpfte der wegen seiner Strenge respektierte Innenminister schon seit Jahren. Allerdings wurde er, wegen seiner unverhohlenen politischen Ambitionen, inzwischen selbst von der konservativen Presse mit Skepsis beobachtet. Zunächst waren die Proteste von Schülern und Studenten (darunter auch Kinder der Bourgeoisie) gegen die Verschärfung des Gesetzes über die Alltägliche Sicherheit unangenehm laut, doch nach dem 11. September wagte niemand mehr, solche Maßnahmen zu kritisieren. Nach dem Dekret 887 aus dem Jahr 2002 müssen Rave-Partys vom Präfekten genehmigt werden. Und da

Präfekten direkt vom Innenminister ernannt werden, stellen sie keine Genehmigungen für Rave-Partys mehr aus.

Trotzdem waren Lastwagen mit riesigen Verstärkern auf der Ladefläche kurz nach Sonnenaufgang den dreckigen Chemin du Morbras hinabgefahren, ihre Aufbauten hatten tief hängende Äste von den Bäumen gerissen, und gegen Mittag war auf dem Weg schon kein Durchkommen mehr gewesen; überall parkten Camper oder Wohnmobile, waren Motorräder abgestellt, und aus der nahe gelegenen Metro-Station quollen mit jedem eintreffenden Zug Hunderte von jungen Leuten.

»Man hätte die Schlacht verhindern können, wenn die Bullen es nur ein wenig intelligenter angestellt hätten«, sagte Jacques.

»Die Bullen. Jetzt redest du auch schon so. Wenn die städtische Polizei die Gegend gestern Abend abgesperrt hätte, wäre überhaupt nichts passiert. So konnten die CRS-Leute sich wieder mal austoben. Erst als fast tausend Leute da waren, haben sie eingegriffen. Und wie!«

Der Untersuchungsrichter wagte es nicht zu sagen, was ihm dazu spontan einfiel. Die Worte, die noch vor kurzem viele ungeniert gerufen hatten: CRS = SS. Aber so gut er Jean auch kannte, er war sich nicht sicher, wie sein Freund darauf reagieren würde.

»Wenn die nicht von allein gehen!«

»Du bist komisch. Hättest du dich in dem Alter davongemacht? Ich nicht. Ich hätte mich auch eher prügeln lassen. Und das müssen die doch wissen! Haben die denn keinen Psy dabei? Und Tränengasgranaten darf man bei so einer Aktion doch in keinem Fall einsetzen.«

»Das ist auf offenem Gelände doch auch nur halb so schlimm.«

»Aber einem ist die Hand abgerissen worden, weil die Sadisten von der CRS mit den Granaten auf den Mann gezielt haben.«

»Was zu beweisen wäre ...«

»Die Hand ist ab!«

»Aber du hast ja nun auch zu tun bekommen. Ganz umsonst ist unser Einsatz also doch nicht.«

»Erst mal abwarten, was dabei rauskommt.«

Sie warfen einen Blick in die Runde. Das Flussufer sah wie ein Schlachtfeld aus – obwohl das Technival gar nicht erst begonnen hatte. Die Lastwagen mit der Musikelektronik waren den Weg wieder hinaufgerumpelt, Polizeieinheiten bewachten den Zugang von der Stadt her, die CRS-Mannschaften saßen in ihren dunkelblauen Einsatzbussen mit den dicken Drahtgittern vor den Fenstern.

»Ich habe Hunger«, sagte Jacques. »Kannst du nicht mal dafür sorgen, dass deine Leute sich beeilen?«

Kommissar Jean Mahon lachte. »So verfressen kenne ich dich gar nicht! Lass uns mal nachschauen.«

Als der Richter und der Kommissar auf das Wohnmobil zugingen, sprang die Tür auf, zwei Polizisten traten heraus und zerrten einen jungen Mann, etwa zwanzig Jahre alt, in Handschellen hinter sich her.

»Patron«, sagte der erste an Jean Mahon gewandt, »Monsieur besitzt einen fahrenden Drugstore.«

»Wir sind so weit«, rief jemand von drinnen, und Jacques kletterte hinter seinem Freund die Treppenstufen hoch.

Jean stieß einen Pfiff der Hochachtung aus. »Donnerwetter! Alles, was man braucht.«

Eine flauschige Decke und weiche Laken lagen wirr auf dem breiten Doppelbett im hinteren Teil des Wagens. Darüber reihten sich in einem Regal aus edlem Holz Wein- und Wodkaflaschen. Ein Meister der Raumaufteilung hatte in dem von außen klein erscheinenden Wagen nicht nur die Lotterwiese untergebracht, sondern neben der Kochecke auch eine Dusche mit Toilette, eine Sitzecke mit Flachbildfernseher, DVD-Anlage und einem Surround-Boxenset mit sechs Dolbyeinheiten.

»Wir fanden alles säuberlich in den Regalen, wie es sich gehört«, sagte der Sergeant, der die Durchsuchung mit so viel Feingefühl vorgenommen hatte, dass nicht ein Paneel der Holzverkleidung beschädigt worden war.

»Was haben wir denn da?«, fragte Jacques.

»Schätzungsweise hundertfünfzig Gramm Kokain. Aber dann die ganze Palette: Tranxen, Rohypnol, Ephedrine, Fenetyllin, Cannabis. Alles was man braucht, um drei oder vier Tage ohne Schlaf durchzufeiern, um sich hochzuputschen und wieder runterzukommen. In diesem Drugstore sind Waren mit einem Einzelverkaufswert von ein paar hunderttausend Euro. Und nix von wegen Eigenbedarf, dafür ist das zu viel. Das ist ein Kaufladen.«

»Hat er Papiere dabei?«, fragte Jacques.

»Ja.« Der Sergeant kramte in den Unterlagen, die er in der Hand hielt. »Didier Lacoste. Student. Geboren 1983 im American Hospital in Neuilly, Führerschein 2001 ausgestellt in Bonifacio.«

»Ach, so einer!«, rief Jean Mahon. Er wusste, dass jemand, der über Clan-Kontakte auf Korsika verfügte, seinen Führerschein auch schon mal ohne Prüfung erhielt.

Jacques zog sein schwarzes Moleskine-Notizbuch aus der Jackentasche und notierte sich die Angaben. Er benutzte diese Kultbüchlein, seit Margaux ihm, als sie frisch verliebt waren, sein erstes Moleskine mit der Bemerkung geschenkt hatte, ein gleiches habe schon Proust benutzt. Und van Gogh und Matisse, sogar Hemingway.

»Was machen wir mit dem? Einbuchten?«, fragte der Sergeant.

»Der Wagen wird beschlagnahmt. Lasst ihn abholen«, befahl Jacques. »Und nehmt Lacoste erst mal mit zur Wache, schreibt die Personalien auf und macht all das, was zu tun ist. Schaut nach, ob schon was gegen ihn vorliegt. Wie spät ist es denn jetzt?«

Der Kommissar schob den Ärmel hoch und legte seine Uhr frei.

»Halb acht.«

Eine halbe Stunde bis nach Hause, rechnete Jacques aus, dann duschen, umziehen, zehn Minuten bis in Michels Atelier in Belleville. Er würde gerade noch rechtzeitig kommen zu der großen Feier, zu der sein Malerfreund Michel Faublée

eingeladen hatte, weil ein einziger Sammler gleich drei große Bilder gekauft hatte.

»Bis morgen!« Jacques zog seinen Autoschlüssel aus der Jackentasche. »Der Knabe kann bei euch die Pritsche kennen lernen, wird ihm gut tun. Vielleicht habt ihr ja noch mehr Besuch. Aber keine Telefonate! Er braucht noch keinen Anwalt. – Bringt ihn morgen früh um elf zu mir ins Gericht.«

Sonnabend

Er holte tief Luft und seufzte. Oje, dreimal, ojeojeoje. Der Schädel brummte zwar nicht, aber es war doch zu viel Alkohol gewesen. Und dann dieser Anruf! Martine Hugues, die pummelige gute Seele in seinem Büro, von Amts wegen Gerichtsschreiberin, hatte ihn um neun Uhr früh aus dem Bett geklingelt.

»Jacques, da läuft irgendetwas Furchtbares. Marie Gastaud kann dich nicht erreichen und hat mich über ihre Sekretärin gebeten dir zu sagen, du sollst um elf in ihrem Büro auftauchen. Sie scheint zu kochen. Und das ist selten bei unserer Betonmarie!«

Martine lachte, während sich auf Jacques' Haut – von einem plötzlichen Hitzeausstoß hervorgerufen – Schweißperlen bildeten.

»Wenn du mich erreichen kannst, dann hätte sie das doch auch schaffen können«, verteidigte er sich.

»Angeblich hat sie dir gestern Abend aufs Band gesprochen, aber du hast dich nicht zurückgemeldet.«

»Ich rufe sie an. Um elf kann ich nicht. Bitte sei im Büro, wir haben Arbeit, du musst Protokoll führen.«

Er knurrte. Irgendwann gegen zwei hatte ihn endlich seine Bettdecke umschlungen. Er war versackt. Allein. Bei Michel hatte niemand geöffnet, als er dort voller Erwartungen und guter Laune erschienen war. Die Vorfreude hatte ihn genau eine Woche zu früh angeschwemmt. Vorfreude, weil Michel ihm vorgeschwärmt hatte, der Sammler aus dem 16. Arrondissement bringe viele elegante Freunde mit und – interessante Freundinnen!

Jacques wählte die Nummer der Gerichtspräsidentin. Es klingelte nur einmal, und sie hob den Hörer ab.

»Bonjour Madame la présidente, Jacques Ricou«, sagte er und versuchte sich so dienstlich wie möglich zu geben.

»Monsieur le juge«, auch Marie Gastaud schlug einen möglichst kühlen Ton an, »vor mehr als zwölf Stunden habe ich vom Chef de Cabinet des Justizministers einen Anruf erhalten. Danach haben Sie gestern bei der Rave-Party Didier Lacoste festgenommen, ihn dann aber weder verhört noch ihm gestattet, einen Anwalt anzurufen. Und seit mehr als zwölf Stunden versuche ich, Sie zu sprechen. Können Sie das erklären?«

»Madame la présidente. Sie haben mich zu der verbotenen Rave-Party geschickt. Dort hat die Polizei in meinem Auftrag einen Wohnwagen voller Drogen beschlagnahmt, der von Didier Lacoste gefahren wurde. Entsprechend den Regeln wurde er zur Feststellung der Personalien mitgenommen auf das Revier. Die Regel erlaubt auch, ihm erst nach

vierundzwanzig Stunden den Kontakt zu einem Anwalt zu gewähren. Das wäre heute Abend. Ich habe den Termin für sein Verhör schon gestern für heute um elf festgelegt.«

Er machte eine kleine Kunstpause, wechselte den Ton, und fragte vertraulich: »Was ist so wichtig an dieser Person?«

»Sein Vater ist Alain Lacoste.« Die Gerichtspräsidentin blieb kühl.

»Pardon, das sagt mir nichts.«

»Ehemaliger Präfekt von Marseille. Vertrauter des Innenministers, heute Chef der Sofremi, die dem Innenministerium untersteht. Ich bin von höchster Stelle gebeten worden, Lacoste noch gestern Abend freizulassen.«

Jacques schluckte. »Sofremi. Die Genehmigungsbehörde für Waffenhandel. Ach ja.«

Sollte er die Gerichtspräsidentin darauf hinweisen, dass ein Untersuchungsrichter nach dem Gesetz völlig unabhängig ist, dass also auch Marie Gastaud nicht das Recht hat, Lacoste zu entlassen?

»Haben Sie es getan?«, fragte er.

»Nein, Monsieur le juge. Weil mir das nicht zusteht. Aber bitte achten auch Sie das Recht. Ich erwarte Montag einen Bericht. Um elf Uhr.«

Mit einem leisen Fluch über teuflische Hexen ließ sich Jacques wieder in sein Bett fallen. Jetzt würde er das ganze Wochenende arbeiten müssen. Schließlich trottete er in die Küche, warf die Espresso-Maschine an, die Amadée gekauft hatte, und stellte das Radio an. Auf Korsika war die Motoryacht eines ehemaligen Verteidigungsministers von François

Miterrand in die Luft geflogen. Die Schlacht schien heißer zu werden. So weit waren die Untergrundkämpfer für die Freiheit der Insel, die Jacques kalt Terroristen nannte, bisher noch nie gegangen. Niemand war verletzt worden. Der Politiker galt als harter Zentralist.

Jacques stieg unter die heiße Dusche, die er, als wollte er sich selbst kasteien, brüsk auf kalt drehte.

Das Vernehmungsprotokoll

Dienstag

Hast du überhaupt noch Kontakt zu deinem Sohn?«, fragte Sotto Calvi und fügte im Befehlston hinzu: »Und bitte reg dich nicht so auf!«

»Didier redet nicht mehr mit mir, seit ich ausgezogen bin.« Alain Lacoste räusperte sich nervös und schnippte mit den Fingern. »Diese Geschichte kann äußerst unangenehm werden.«

»Gott, da haben wir schon andere Pferde kotzen sehen!« Sotto Calvi strich ein Zündholz an und hielt es an seine Zigarre.

Die Luft in dem Salon schmeckte staubig, nach dem großen Gobelin an der Wand, nach den antiken Stühlen, den Sesseln, die aus dem staatlichen Möbellager entliehen waren. Schwere Vorhänge, Staubfänger nannte Sotto Calvi sie abfällig, umrahmten die Fenster, hier strömte zu selten frische Luft herein, niemand wohnte hier ständig oder lüftete wenigstens gelegentlich. Dafür hatten Beamte keinen Sinn.

Nur für diskrete, wichtige Treffen hielt sich die Sofremi dieses große Appartement in der rue de l'Université. Manche Kunden wollten nicht gesehen werden, wenn sie über den Kauf von Waffen verhandelten. Obwohl es völlig legal war, in staatlichem Auftrag gebrauchte Waffensysteme zu verkaufen,

war es doch klüger, gewisse Dinge eher vertraulich zu behandeln. So kauften einige afrikanische oder asiatische Länder militärisches Gerümpel, das die hochgerüstete Atommacht Frankreich aus ihrem Arsenal aussonderte, während andere ihren Geheimdienst einsetzten, um zunächst zu erkunden, welche Waffen an die jeweiligen Nachbarn geliefert wurden und welche sie deshalb brauchten. Das wiederum hatte Alain Lacoste, als Chef der Sofremi, veranlasst, vom französischen Inlandsgeheimdienst DST (Direction de la Sûreté de l'Etat) einmal im Monat diese Wohnung auf Wanzen untersuchen zu lassen. Auch der versteckte Hinterausgang, der durch einige Gärten in das Bürogebäude der Sofremi am Boulevard Saint-Germain führte, wurde ständig kontrolliert.

Alain Lacoste und Sotto Calvi kannten die mit eleganten Empire-Möbeln eingerichteten, aber dennoch unpersönlich wirkenden Räume gut. Calvi war hier Stammgast, weil er als Vermittler von Waffengeschäften für die Sofremi tätig war, Lacoste, weil er so manche Nacht mit seiner Sekretärin durchgearbeitet hatte, bis sie eine Tochter von ihm erwartete. Da verließ er Frau und Sohn und zog mit ihr zusammen.

»Hast du ihm einen Anwalt geschickt?«, fragte Sotto Calvi.

»Nein. Da ist was schief gelaufen. Nachdem ich von Lyse erfahren habe, dass er festgenommen worden ist, habe ich sofort Cortone auf seinem Handy angerufen und gebeten, sich einzuschalten. Fröhlich war der nicht gerade. Ich dachte mir aber, als Innenminister würde er meinen Sohn schnell wieder frei bekommen. Dann konnte er den Justizminister nicht erreichen, und musste es über den Chef de Cabinet vom

Justizminister versuchen. Aber der hat sich offenbar gegenüber seinen Leuten nicht durchsetzen können. Nun ja, wer kann auch ahnen, dass bei so einem Kinderkram Ricou als Untersuchungsrichter eingesetzt wird.«

»Jacques Ricou, der Krawallrichter?«

»Ja. Und an den wagt sich selbst die Gerichtspräsidentin nicht ran.«

»Dann müssen wir vielleicht doch was tun. Wie hat Lyse von der Festnahme erfahren?«

»Ich habe sie gebeten, ein Auge auf Didier zu haben.«

»Die ist doch zu alt für deinen Sohn!« Sotto Calvi lachte.

»Aber er schätzt sie. Und so alt ist Lyse auch nicht. Sie hat ihre Vespa bestiegen und ist zu der Rave-Party gefahren. Als sie ankam, wurde gerade Didiers Wohnwagen durchsucht. Lyse hat sich als Journalistin vom Figaro ausgegeben, die über illegale Rave-Partys schreibt.«

»Und das haben die Bullen ihr geglaubt?«

»Du kennst doch Lyse. Was sie macht, macht sie richtig. Natürlich hatte sie sich eine echte Akkreditierung vom Figaro besorgt. Sie ruft mich an, ich rufe Cortone an. Ich denke, alles läuft wie geschmiert, wie immer. Als treu sorgender Vater melde ich mich Freitagabend auch noch bei meiner Ex, um zu hören, ob Didier wieder zu Hause ist, aber die Alte hört nur meine Stimme und knallt den Hörer wieder auf. Wird schon alles in Ordnung sein, dachte ich, denn sonst schreit sie zwar, aber fordert mich immerhin auf, alles wieder in Ordnung zu bringen. Wenigstens habe ich das Wochenende ruhig verbracht. Bis mich Montagnachmittag der Chef de Cabinet des

Justizministers anruft und hämisch ankündigt, er werde mir gleich das Vernehmungsprotokoll von Didier faxen. Wenigstens das hat ihm die Gerichtspräsidentin vertraulich zukommen lassen. Ausnahmsweise, wegen der guten Beziehungen zwischen unseren Ministern. Avec les compliments de la maison, hat der Drecksack auch noch hinzugefügt.«

»Nette Freunde hast du.« Sotto Calvi lachte. »Und hast du es mitgebracht, das Protokoll?«

»Ja. Es wird dir nicht gefallen.«

Alain Lacoste reichte Sotto Calvi einen abgegriffenen Aktendeckel. Der Waffenhändler schlug ihn auf und begann zu lesen.

Auf der ersten Seite standen die persönlichen Angaben. Calvi blätterte weiter, doch schon auf der Mitte der zweiten Seite las er aufmerksamer.

Jacques Ricou: »Wir haben Ihr Wohnmobil beschlagnahmt. Was war der Neuwert?«

Didier Lacoste: »Ich habe es gebraucht gekauft.«

J. R.: »Aus den Papieren geht das nicht hervor.«

D. L.: »Müsste es aber. Es war ein Vorführmodell von Chrysler. Deswegen habe ich es dreißig Prozent billiger bekommen.«

J. R.: »Wie viel?«

D. L.: »Vierzigtausend.«

J. R.: »Euro?«

D. L.: »Keine Lire. Klar: Euro.«

J. R.: »Handeln Sie mit Drogen?«

D. L.: »Das habe ich nicht nötig.«

J. R.: »Sie haben einen Vorrat, der für den privaten Verbrauch viel zu umfangreich ist. Haben Sie je Drogen verkauft?«

D. L.: »Ich brauche viel und habe viele Freunde. Und wenn jemand in Not ist, kann er mir auch schon mal was abkaufen. Aber ich bin kein Dealer.«

J. R.: »Woher hatten Sie dann das Geld für das Wohnmobil?«

D. L.: »Erspart.«

J. R.: »Komm mir nicht blöd. Allein die Drogen bringen Ihnen bis zu drei Jahren Gefängnis ein. In einem besonderen Fall kriegen wir auch fünf Jahre hin. Den Einkaufswert schätzen unsere Leute auf zweihundertfünfzigtausend Euro. Da nimmt Ihnen niemand ab, dass es sich nur um Eigenbedarf handelt. Wie groß war Ihr Umsatz?«

D. L.: »Ich deale nicht.«

J. R.: »Und woher kommen die dreihundertachtzigtausend in bar?«

D. L.: »Euro?«

J. R.: »Keine Lire. Klar: Euro.«

D. L.: »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

J. R.: »Sie sind naiver, als Ihr Alter es erlaubt. Die Polizei hat das Wohnmobil heute Nacht Stück für Stück auseinander genommen. Und was haben sie gefunden? Ein ganzes Kilo Kokain sehr gut versteckt im Zwischenboden. Da kam man nicht leicht dran. Macht weitere drei Jahre. Und im selben Versteck, schön wasserdicht verpackt, dreihundertachtzigtausend Euro. So schön verpackt, dass es nicht nach Taschengeld aussieht.«

D. L.: »Damit habe ich nichts zu tun. Die Polizei will mich reinlegen!«

J. R.: »Weiß Ihr Vater davon?«

D. L.: »Hören Sie bloß auf mit meinem Vater!«

Calvi las das Protokoll mit wachsender Aufmerksamkeit, lachte ab und zu trocken auf, warf einen kurzen Blick auf Alain Lacoste, und versenkte sich wieder in die Akte. Der Sohn – wie durch ein Schlüsselwort geöffnet – hatte angefangen, zu plaudern.

Und dann, als der Untersuchungsrichter damit drohte, seinen Vater vorzuladen und ihm gegenüberzustellen, brach er zusammen.

Er schrie, heulte und vergrub schließlich seinen Kopf in den Armen auf dem Tisch. Doch Jacques stellte sofort die nächste Frage: »Haben Sie das Geld von Ihrem Vater?«

»Ja«, antwortete Didier und Calvi entfuhr ein »achduscheiße«. Er blickte vom Protokoll auf und sah Alain Lacoste die Achseln zucken und die Arme öffnen, mit den Handflächen nach oben, als Zeichen für »siehste, ichhabdirjagesagt«.

»Wusstest du das?«, fragte der Waffenhändler.

»Nein«, antwortete Alain Lacoste.

»Der hat dich ja ganz schön ausgezogen!« Calvi lachte, aber es klang böse.

Und dann erzählte Didier ausführlich, warum es ihm nie mehr an Geld fehlte, nachdem er einmal entdeckt hatte, wie sein Vater das Familienleben finanzierte. Als Präfekt und später als Chef der Sofremi erhielt er zwar ein hohes Staatsgehalt und

viele Privilegien. Doch davon hätte er seinen ausschweifenden Lebensstil nie bestreiten können, zumal Didiers Mutter stets in Depressionen zu verfallen drohte, wenn sie nicht den Luxus, den die Stadt Paris bot, genießen konnte.

Ganze Tage verbrachte sie bei geschlossenen Fensterläden im Bett und entschuldigte sich mit Migräne. Eine Zeitlang glaubte der Sohn, sie trinke aus Kummer vor dem herumstreunenden Mann. Da begann er seinen Vater zu hassen.

Ein ausgeklügeltes Netzwerk bestimmte das Leben von Alain Lacoste, erklärte Didier. Das Landhaus bei Houdan in der Normandie, eine knappe Autostunde vom Appartement in der Avenue Victor Hugo entfernt, gehörte einst dem Großvater väterlicherseits. Doch als der im Sterben lag, war Alain mit seiner Sekretärin zu einem Ski-Urlaub nach Utah eingeladen – und er war losgeflogen. Am Sterbebett seines Vaters ließ er seinen Sohn Didier und seine betrogene Ehefrau zurück. Didiers Mutter suchte einen einfachen Ausweg, schluckte schwere Mittel gegen ihre Depressionen und verkroch sich unter der Bettdecke.

Irgendjemand muss sich doch kümmern, warf Didier seinem Vater am Telefon vor, der nur vom einmaligen Pulverschnee in den Rocky Mountains schwärmte. So saß ein völlig verängstigter, hilfloser Didier allein im Krankenzimmer des Alten. Zwei Wochen vor seinem vierzehnten Geburtstag hörte das Herz seines Großvaters auf zu schlagen. Es war Nachmittag, draußen wurde es langsam dunkel, auf dem Flur hörte Didier die geschäftigen Krankenschwestern. Aber er wagte es nicht, die langsam erkaltende Hand loszulassen. Nicht aus Trauer,

sondern aus Angst vor dem Tod liefen dem Kind die Tränen über die Lippen, das Kinn, den Hals hinunter.

Alain Lacoste reiste nicht gleich zurück. Er rief das Beerdigungsinstitut in Houdan an und gab die Order, den Leichnam bis zu seiner Rückkehr »in den Eisschrank« zu legen.

Didier war kaum noch zu unterbrechen, er begann, dem Richter offensichtlich zu vertrauen.

Das geerbte Landhaus in Houdan wurde auf Kosten einer städtischen Firma renoviert, und der kleine Park von Angestellten des Gartenamtes gepflegt.

Auf dem Rücken der Arbeitsjacken der Gärtner waren das Stadtwappen und der Name ihres Amtes gestickt, weshalb ihnen befohlen wurde, diese Jacken falsch herum anzuziehen, sobald sie beim Privatmann Alain Lacoste den Rasen mähten.

Vater Alains Geldquelle, aus der sich Sohn Didier, sobald er sie kannte, heimlich bediente, lag in Genf. Deshalb reiste Alain Lacoste alle paar Wochen in Begleitung eines uniformierten Polizeisergeanten in die Schweiz und kehrte fröhlich gestimmt mit einem großen Aktenkoffer voller Banknoten zurück. Der Sergeant diente nur als Camouflage: Beim Zoll konnte der Polizist – falls notwendig – seinen Dienstausweis vorzeigen und so Lacoste vor unangenehmen Fragen schützen.

Einmal, Didier mochte damals zwölf oder dreizehn gewesen sein, zogen sich Alain Lacoste und der Sergeant nach so einer Reise mit einer Flasche Deutz-Champagner in das Wohnzimmer zurück. Didier beobachtete durch die nur angelehnte Tür, wie sein Vater mit beiden Händen in den Aktenkoffer griff, einige Bündel Geldscheine herausholte, sie ungezählt in einen gelben

Umschlag steckte und dem Sergeant übergab. Sie lachten laut, der Polizist verstaute das Geld, ohne auch nur eine Bemerkung zu machen, in der großen Innentasche seines Mantels, erhob sich, dankte für das Glas Champagner und verabschiedete sich.

»Salut! Bis zum nächsten Mal!«

Darauf steckte Alain ein dickes Bündel in seine Brieftasche und trug den Koffer in die Küche, um ihn in einem versteckten Safe einzuschließen. Allerdings wusste jeder in der Familie, wie er den Geldschrank öffnen konnte. Von da an besserte Didier sein Taschengeld aus dieser Quelle auf. Zunächst blieb er maßvoll bei einem oder zwei größeren Scheinen, obwohl er gesehen hatte, dass sein Vater das Geld nicht abzählte. Einen Teil nahm Lacoste immer am nächsten Tag mit ins Büro. Didier wusste nicht, in welche Kanäle sein Vater das Geld dann einspeiste. Aber da er alle Einkäufe, Restaurantbesuche und Reisen bar bezahlte, nahm Didier an, dass er es dafür brauchte.

Als der Vater nächtelang nicht nach Hause kam, als sich die Mutter nur noch zwischen Schreikrämpfen und Depressionen bewegte, hielt der inzwischen siebzehnjährige Didier es für nötig, Rücklagen zu bilden. Ganz unverdächtig besuchte er den Vater in seiner neuen Wohnung, und meist gelang es ihm, in einem unbeobachteten Moment, den Safe, der auch hier in der Küche stand und auf den gleichen Code reagierte, zu öffnen.

»Verdammt!«, sagte Alain Lacoste, als er die Aussage seines Sohnes las. »Und ich habe nichts gesagt, weil ich glaubte, meine Frau bedient sich da.«

Alain Lacoste hatte seine Frauen immer kurz gehalten. Das war meist die Ursache der Streitereien mit Didiers Mutter

gewesen, besonders nach der Scheidung. Von da an zahlte Lacoste zwar noch die Miete der Wohnung, aber sonst nur eine spärliche Unterstützung. Und als Lacostes Sekretärin nach der Tochter auch noch einen Sohn zur Welt brachte, hatte Alain das Interesse an dem Spross aus erster Ehe verloren, zumal der in seinen Augen ein fauler Luftikus war, der von Rave-Partys und Ecstasy nicht genug bekam. Nach dem baccalauréat hatte Didier sich in einer privaten Handelsschule eingeschrieben, doch statt zu lernen, kümmerte er sich eher um sein Vergnügen.

Auf der letzten Seite des Protokolls stand der Satz, der den Chef der Sofremi so nervös machte, dass er sofort Calvi angerufen und um das Treffen in der Wohnung am Boulevard Saint-Germain gebeten hatte.

Jacques Ricou: »Vielleicht hilft es der Wahrheitsfindung, wenn wir Ihren Vater als Zeugen vorladen und um seine Aussage bitten.«

»Und – hast du schon eine Vorladung erhalten?«, fragte der Waffenhändler.

»So schnell schießt auch Ricou nicht. Die Vernehmung fand ja erst am Sonnabend früh statt. Und das Protokoll habe ich erst seit knapp vierundzwanzig Stunden. Jetzt ist Dienstagmittag!«

»Wir müssen eine Doppelstrategie fahren«, erklärte Calvi und streckte sich. Der kleine und drahtige Mann verglich sich gern mit Zatopek, weil auch er ein zäher Läufer war. Aufgewachsen in den korsischen Bergen, war er schon von klein an den ganzen Sommer hinter der Ziegenherde des Vaters

hergelaufen. Er war mit Käse und Brot aufgezogen worden, Zickenfleisch kam nur zu Ostern auf den Familientisch.

»Einen guten Anwalt für Didier und einen Presseartikel gegen den Untersuchungsrichter!« Sotto Calvi lachte trocken.

Alain Lacoste dachte kurz nach. Er überragte den Waffenhändler nur um wenige Zentimeter, wirkte aber kräftiger mit seinem quadratischen Brustkorb. Aufgewachsen war er in Bonifacio, wo sein Vater als Notar jede korsische Unterschrift beglaubigte, weil er in der Inselpolitik eine verdeckte Rolle spielte. Ziegenkäse servierte die Angestellte im Hause Lacoste zwischen Hauptgang und Süßspeise. Und dazu einen Centenaire du Fondateur, den hellen Weißwein der Domaine Casabianca, einen echten vin de corse aus Bravone an der Ostküste.

»Nehmen wir deinen Anwalt, der hat einen hervorragenden Ruf!«, sagte Alain Lacoste.

»Philippe Tessier – bist du wahnsinnig? Der vertritt mich in meiner Steueruntersuchung gegenüber dieser Krampfhenne Barda. Die hat fünfhundert Millionen auf einem meiner Geschäftskonten beschlagnahmt und bei den Banken sperren lassen. Da würde sich Ricou – oder Barda – gleich fragen, was zwischen uns persönlich läuft!«

Selbst im Justizpalast verdrehten die Kollegen die Augen, wenn das Gespräch auf die Untersuchungsrichterin Françoise Barda kam. Sie biss zu wie eine Hyäne, durchwühlte die Akten ihrer Fälle wie ein Dachshund, und sah aus wie ein Mops.

Lacoste lachte: »Und was hältst du von Vergès?«

»Jacques Vergès! Jetzt bist du völlig durchgedreht. Das wäre eine Überreaktion. Was meinst du, was Ricou denken würde. Schließlich hat Vergès Leute wie den Terroristen Carlos oder den Nazi-Folterer Klaus Barbie vertreten. Und jetzt, wo sich kein Mensch mehr seinetwegen umdreht, gibt er damit an, Saddam Hussein und Slobodan Milosevic seien seine Klienten. Nein, wir brauchen jemanden, der der Regierung nahe steht, einen braven Gaullisten. Tessier soll sich darum kümmern, jemanden zu finden.«

Sotto Calvi dachte einen Moment nach, ehe er fortfuhr:
»Außerdem haben wir noch ein paar Stunden Zeit bis zum Redaktionsschluss des Figaro. Ruf Lyse an, die dürfte dort genügend Leute kennen. Morgen muss ein kleiner Artikel erscheinen, in dem Ricou kritisiert wird, weil er sich jetzt schon an Jugendlichen vergreift. Daraufhin werden morgen Vormittag ein paar Dutzend junge Leute mit viel Lärm vor Ricous Büro demonstrieren. Das kostet nicht viel. Übermorgen aber werden dann die anderen Zeitungen das Thema aufgreifen. Sie werden über die Demo schreiben und Ricou mit Häme übergießen. Und damit seine Glaubwürdigkeit ankratzen – sein Ego. Schließlich wird er froh sein, wenn er den Fall Didier schnell wieder vom Hals hat. Auf jeden Fall müssen wir Ricou im Auge behalten.«

Und drittens, fügte Alain Lacoste in Gedanken versunken hinzu, drittens könnte Sotto Calvi doch seine Wunderwaffe Lyse auf Jacques Ricou ansetzen. Der würde auf diese aufregende junge Frau fliegen, sie würde ihn ausquetschen, und sie beide könnten den Untersuchungen immer einen Schritt voraus sein.